

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 27 (1933)
Heft: 6

Artikel: Ein Schlittel-Unglück
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926789>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Grönländer stammen von den Eskimos ab, haben sich aber nach und nach mit andern Volksstämmen vermischt. Im Winter leben sie in engen steinernen Hütten, welche mit Erde zugedeckt werden zum Schutz gegen die Kälte. Denn da sinkt das Thermometer bis auf — 40 Grad. Im Sommer aber steigt die Temperatur bis auf 15 Grad. Da wohnen die Grönländer in Zelten.

Was treiben denn die Leute da? Die Grönländer beschäftigen sich meist mit Jagd auf Renntiere, Eisbären, Eiszüchse, Robben, Seehunde und Walfische. Sie können daher Robbenträn, Seehundsfelle, Pelze, Flaum und Federn verkaufen und aus dem Lande ausführen. Sie nähren sich hauptsächlich mit Fleisch und Fett. Andere Nahrungsmittel müssen eingeführt werden. Denn es wächst wenig in Grönland. Hier und da trifft man ein Gärtlein mit Kresse, Kohl, Rettig, Sellerie. Die Kartoffeln gedeihen nicht. Wiesen gibt es nur an ganz geschützten Stellen. Da wachsen auch noch Weidengebüsche, kleine Erlen und Birken. Sonst aber sieht man nur Heidekraut, kurzes Moos und kleine Blümlein. Deshalb kann der Grönländer auch keine Haustiere wie Kühe oder Ziegen halten. Dagegen gibt es Renntiere, welche dem Grönländer die Haustiere ersetzen.

Es sind merkwürdige Menschen, die hier an der Grenze des bewohnbaren Landes leben. Hart müssen sie kämpfen gegen Kälte, gegen Sturm und Eis, gegen die wilden Tiere. Sie brauchen ihre Kräfte zu diesem Kampf. Unter den Menschen aber, ihren Brüdern, kennen sie keinen Feind. Die Eskimos sind wohl die friedfertigsten unter allen Völkern. Unter diesen Menschen lebt Nansen einen Winter lang in Godthaab. Er lebt mit ihnen und lernt von ihnen. Er wird wie sie ein Meister im Kajakerudern. In Sturm und Gefahr lernt er sie als tapfere und treue Gefährten kennen. Im Frühling erscheint das Schiff, das ihn mitnehmen soll. Mit Behmut nimmt er Abschied von seinen lieben Kameraden. Ein grönländischer Freund sagte zu ihm: „Nun kehrst du zurück in die große Welt, von der du zu uns gekommen bist. Du triffst dort viel Neues und wirst uns bald vergessen. Wir aber können dich niemals vergessen.“ Nein, auch er vergaß sie nicht. Zeit lebens dachte er mit Dankbarkeit an den schönen Winter in Grönland. Es war für ihn eine gute Vorschule für seine große Reise zum Nordpol.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schlittel-Unglück.

In den letzten Tagen im Februar gab es in Bettingen wieder viel Schnee. Da durften wir wieder schlitteln auf dem Friedhofweg. Alle waren vergnügt und munter. Die Schlittbahn war gut und nicht gefährlich, und Papa regelte den Verkehr wie ein Verkehrspolizist. Er winkte jedem Schlitten, wann er abfahren durfte. Auch achtete er darauf, daß alle Kinder rechts außen am Straßenrand hinauf gingen. So gab es keinen Zusammenstoß. Nur unser Max S. leerte einmal um, und der kleine Jakobli fuhr hier und da nebenaus. So ging alles wie am Schnürchen. Aber da kamen andere Kinder vom Dorf. Von denen konnten viele nicht lenken. Dazu saßen oft drei auf einem Schlitten. So sausten sie herunter und machten die Bahn unsicher. Plötzlich schoß ein Schlitten mitten in einen Haufen Kinder hinein. Das gab Geschrei und Aufregung. Ein Kind weinte. Es war unser Breneli. Der Schlitten war ihr ans rechte Bein geschossen. Beinahe hätte der Schlitten sie zu Boden geworfen. Nun kam Papa herzu. Mit Schrecken entdeckte er, daß Breneli blutete vorn am Schienbein. Das Blut war durch den Strumpf hindurch gesickert. Nun gingen wir sogleich heim mit dem verunglückten Breneli. In der Nähstube zog man ihm sogleich den Strumpf aus. Eine ziemliche Schramme kam zum Vorschein. Die Wunde klappte. Rasch holte man Wasser. Papa legte ein Wattebäuschchen in ein Stück Verbandstoff und machte so einen Schwamm. So wusch er das Blut ab um die Wunde herum. Die Wunde aber ließ er ruhig bluten. Das But reinigt die Wunde besser als Wasser. Darauf machte Papa einen Notverband mit Bioformgaze und Binden. Man legte die Verunglückte auf den Divan und darauf telephonierte man dem Doktor. Warum? Papa hatte eben gleich gesehen, daß die Schramme genäht werden mußte.

Um 5 Uhr kam der Doktor. Er untersuchte die Wunde und sagte, sie müsse sofort genäht werden. Darum nahm er Breneli gleich mit in sein Auto. Frä. Lüthi fuhr mit ihr hinunter ins Doktorhaus. Dort wurde Breneli auf den Operationstisch gelegt. Der Arzt zog weiße Operationshandschuhe an. Dann holte er die Instrumente: Eine Operationsnadel mit einem Seidenfaden. Da bekam Breneli doch Angst und Herzklopfen. Sie hob den Kopf auf vom Tisch, guckte den Doktor an und rief: Ab nicht!

Ab nicht! Breneli fürchtete schon, man würde ihr das Bein abschneiden. Aber der Doktor beruhigte sie. Er machte zwei Stiche und nähte so die Schramme zu. Breneli verbiß die Schmerzen und weinte nicht. Der Doktor sagte selbst, Breneli sei ein tapferes Mädchen. Nach der Operation wurde Breneli wieder verbunden und konnte mit dem Autobus wieder heim. Aber daheim durfte sie nicht viel stehen und gehen. Die Wunde muß eben ruhig heilen können. Sonst gibt es gern Wundfieber, und das ist gefährlich. Nun muß man noch die Fäden ausziehen. Dann bleibt von der Schramme nur noch eine Narbe übrig. Die Narbe ist das Andenken an das Unglück. So ist uns die Schlittelfreude diesmal übel verdorben worden. Und doch ist das Unglück noch gut abgelaufen. Beim Schlitteln heißt es eben immer: Aufpassen!

-mm-

Zur Unterhaltung

Max Stolprian.

Nach Heinrich Bichofke.

Mancher ist recht ungeschickt, wenn er in Gesellschaft kommt. Er weiß nicht, wohin er mit Armen und Beinen soll. Lieber hätte er sie daheim gelassen. Er weiß nicht, wo er die Hände einquartieren soll. Bald steckt er sie in die Weste, bald in die Hosentaschen, oder er kratzt sich gar den Kopf. So ging es auch mir. Wohl hatte ich etwas Rechtes gelernt. Aber die Leute sagten: „Er ist zu ungeschickt; man kann nichts mit ihm beginnen“.

Leider hatten sie recht. Hört nur, wie es mir eines Tages erging! Da wurde ich zu einem reichen Vetter eingeladen. Ich konnte die Einladung nicht ablehnen, wie ich gerne getan hätte.

So kleidete ich mich so sorgfältig wie möglich an und machte mich auf den Weg. Als ich vor dem Hause des Veters war, pochte mir das Herz vor Verwirrung. Wenn nur keine große Gesellschaft da ist! dachte ich. Zum Glück traf ich meinen Verwandten allein. Er schrieb gerade eine Rechnung in seiner Stube. „Ihr kommt etwas spät!“ sagte er. Ganz verwirrt machte ich zwanzig Bücklinge und lachte vor Angst. Ich hatte immer nur die große Gesellschaft im Kopfe.

Nun hatte der Herr Vetter die Rechnung fertig und suchte die Streusandbüchse. (Damals

trocknete man die Tinte mit Sand und nicht mit Löschpapier.) Gar dienstfertig springe ich hinzu und will Sand auf das Papier streuen. Aber unversehens ergreife ich das unrechte Fäßchen und schütte Tinte über die schöne Rechnung. — Ich glaubte, ich müsse in Ohnmacht fallen vor Schrecken. In der Hast nahm ich mein schneeweißes Sacktuch aus der Tasche und wischte damit auf.

„Ei, behüte, was treibt Ihr, Herr Stolprian!“ rief der Vetter lachend. Er drängte mich mit meinem schwarz und weißen Sacktuch zurück und brachte die Sache wieder in Ordnung. Dann führte er mich in das Zimmer, wo die Gesellschaft richtig schon beisammen war. Ich folgte ihm beklommen und bemerkte beim Niederschauen mit Entsetzen einen großen Tintenfleck auf meinem Beinkleide. „Hilf Himmel,“ stöhnte ich bei mir, „was wird die Gesellschaft denken!“

Die Türe des Zimmers öffnet sich. Ich steifer, hölzerner Bursche will mich gewandt und leichtfüßig stellen. Ich mache Bücklinge nach allen Seiten, klappe die Abjätze zusammen und mache Kratzfüße links und rechts. Dabei sehe ich nicht, daß die Magd eben eine Pastete zum Tisch tragen will. So fahre ich ihr mit dem Kopf an die Schultern, und — die teure Pastete fährt von der Schüssel auf den Boden. Die erschrockene Magd starrt auf das verunglückte Meisterstück der Kochkunst. Ich aber glitsche aus und falle, so lang ich bin, neben die Pastete, zum Schrecken und Gelächter der Tafelrunde.

Im Fallen riß ich noch zwei Stühle nieder, an denen ich mich halten wollte. Ein Mädchen hatte sich eben auf einen der Stühle setzen wollen. Es lag ebenso schnell neben mir auf dem Boden. Da erhob sich ein Zetergeschrei über das mehrfache Ungeschick. Man hob uns auf, und der gute Vetter machte aus der ganzen Sache einen Spaß. Ich aber hätte weinen mögen und schämte mich fast zu Tode. Stumm stellte ich mich an den Ofen und brachte kein Wort zu meiner Entschuldigung hervor. Alles um mich her lachte und kicherte. Das war freilich auch nicht fein. So lachte ich auch mit und sah verstohlen nach der zerschmetterten Pastete.

Endlich begab man sich wieder zu Tische, und die Suppe wurde herungereicht. Meine Nachbarin bot mir einen Teller voll. Sie selbst hatte noch keine Suppe. Ich wollte, daß sie zuerst Suppe habe. Darum bat ich das Fräulein dringend, den Teller zu behalten. Wie ich ihr den Teller hinhielt, sah ich ihr ins Gesicht. Die heiße Krebsuppe floß richtig auf ihr Kleid.